

Conflict and Co-operation in Sites of Cultural Co-existence: Perspectives from Women's History

Konferenz der *International Federation for Research on the History of Women/Fédération Internationale pour la Recherche en Histoire des Femmes* in Oslo, 10. bis 12. August 2000

Tagungsbericht

Birgitta Bader-Zaar

Der 19. internationale Kongress für Geschichtswissenschaften in Oslo bot den angegliederten Organisationen, darunter auch dem Internationalen Dachverband zur Erforschung der Frauengeschichte, die Gelegenheit, sich mit einer eigenen Konferenz zu präsentieren. Seit seiner Gründung im Jahr 1989 war dies bereits die fünfte Tagung, auf welcher der Verband seinem Ziel näherkommen konnte, Forschungen zur Frauengeschichte auf internationaler Ebene zu fördern und zu koordinieren.

Besonders die Rahmenveranstaltungen der Konferenz setzten sich mit dem Aspekt der Internationalität auseinander. Zur Eröffnung führten die Niederländerinnen Bertheke Waaldijk und Maria Grever mit einer Multimediapräsentation über die Holländische Ausstellung zur Frauenarbeit 1898 ein Beispiel für die Möglichkeiten und Probleme der Visualisierung und Digitalisierung und damit auch für die internationale Zugänglichkeit zu Arbeiten und Ergebnissen der Frauengeschichte vor. Im Zentrum stand dabei ihre beeindruckende audiovisuelle, derzeit allerdings nur in niederländischer Sprache verfügbare *Website*, welche die Besucherinnen und Besucher anhand zeitgenössischer Fotografien und Texte durch die Frauenarbeitsausstellung führt.¹ Zum Abschluss der Konferenz wurde das Projekt für ein internationales Frauenmuseum (*International Museum of Women*) in San Francisco vorgestellt.² Neben wechselnden Ausstellungen zu den Bereichen Leben, Arbeit und Kreativität ist dort eine ständige Ausstellung zur Universalgeschichte von Frauen vorgesehen. Zu dokumentierende Fragestellungen wie Geschlechterkonstruktionen, Frauenräume, Frauenwissen und Veränderungen, die Frauen herbeiführten, wurden in diesem Zusammenhang für wichtig befunden und zur Diskussion gestellt.

1 <http://www.iiav.nl/nl/databases/dossiers/1898/kaartntv.html>.

2 <http://www.imow.org/>.

Der Hauptteil der Tagung war einer Frauen- und Geschlechtergeschichte von Konflikt und Kooperation in Räumen konkurrierender Kulturen gewidmet. Der Eröffnungsvortrag von Rhoda Reddock (*University of the West Indies*) reflektierte – exemplarisch für Frauen des ‚Südens‘ – die auch in deren eigener Biografie markante Verknüpfung von feministisch orientierter Geschichte und Frauenbewegung. Reddock wandte sich vor allem gegen aktuelle Tendenzen, die Frage der Identität (*politics of identity*) zur Separation ethnischer Gruppen sowie ethnische Herkunft als Interpretationsmodell für kulturelle, ethnische oder Klassenkonflikte zu nutzen. Am Fallbeispiel männlicher Gewalt gegen Autonomiebestrebungen von Frauen in Trinidad und Tobago vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart hob sie dagegen die zunehmend konvergierenden Erfahrungen von Frauen verschiedener ethnischer Gruppen hervor – „we are becoming each other“.

In den folgenden Sektionen setzten sich insgesamt 28 Referentinnen und sechs Kommentatorinnen aus 19 Ländern mit der Geschichte der Erfahrungen von Frauen im Kontext interkultureller Kooperationen und Konflikte auseinander. Wegen der großen Zahl und der Heterogenität der Vorträge können hier nur kurz die inhaltlichen Schwerpunkte der einzelnen Sektionen vorgestellt werden. Eine Publikation der Tagungsbeiträge, herausgegeben von Nancy Hewitt, ist geplant.

Zwei Sektionen waren Konflikten und Kooperationen zwischen Indigenen sowie Siedlern und Siedlerinnen in kolonialen und postkolonialen Gesellschaften gewidmet. In der ersten Einheit zum Thema „Koloniale Begegnungen“ ging Gunlög Fur (Schweden) auf die Kontakte von Siedlern und Siedlerinnen mit den Sami in Nordskandinavien und den Lenapehoking im Osten der USA im 17. und 18. Jahrhundert ein, während Joy Lintelman und Barbara Bergland (USA) über das Verhältnis norwegischer und schwedischer Einwanderer und Einwanderinnen zu den Dakota und Ojibwa im Mittleren Westen der USA zwischen 1830 und 1930 sprachen. Für den lateinamerikanischen Raum stellte Maria Beatriz Nizza da Silva (Brasilien) Kooperationen indianischer, schwarzer und weißer Frauen im Heil- und Hexenwesen des kolonialen Brasilien vor, und Tanja Christiansen (Norwegen) analysierte Konflikte zwischen Frauen im Hochland von Peru im 19. Jahrhundert. Die Beziehung zwischen Herrin/Kolonistin und Dienerin/Kolonialisierter in der japanisch besetzten Mandschurei stand im Mittelpunkt des Beitrags von Shen Jie und Noriyo Hayakawa (Japan).

Der zweite Themenblock setzte sich mit den Auswirkungen christlicher Missionierung und der Bedeutung religiöser Identität im kolonialen Kontext auseinander. Bharati Ray (Indien) wies auf die Separationspolitik der britischen Kolonialmacht am Beispiel der Trennung des Unterrichts für muslimische und hinduistische Studentinnen hin. Der Beitrag von Monica M. Tetzlaff (USA) widmete sich den Freundschaften schwarzer und weißer Frauen im Rahmen der christlichen Mission von den 1870er Jahren bis 1939 als *border-crossing* auf den Sea Islands in South Carolina, während Deborah Gaitskell (Großbritannien) die unterschiedlichen religiösen Bedürfnisse schwarzer und weißer Frauen in den anglikanischen und methodistischen Kirchen Südafrikas im 20. Jahrhundert hervorhob. Die Idealbilder und realen Lebenssituationen von Lehrerinnen in der kanadischen Arktis zeichnete schließlich Helen Harper (Kanada) nach.

Weitere Vorträge beschäftigten sich mit den Erfahrungen von Kriegsflüchtlingen und Exilierten. Hier stellte Leslie Schwalm (USA) ihre Studien über die während des

amerikanischen Bürgerkrieges aus dem Süden in den freien Norden der USA geflohenen Afroamerikanerinnen vor. Brigitte Studer und Berthold Unfried (Schweiz) sprachen über die Reaktionen der freiwillig in der Sowjetunion Exilierten auf die stalinistische Familienpolitik der 1930er Jahre, die zur Verteidigung von als weiblich erachteten Tugenden und Familienwerten führten. Überlebensstrategien und Zukunftshoffnungen standen im Mittelpunkt der Beiträge von Marlene Epp (Kanada) über die im Zweiten Weltkrieg aus der Sowjetunion nach Deutschland geflohenen MennonitInnen und ihre Wahl einer ethnischen Identität, und von Margarete Myers Feinstein (USA) über die Funktion von Sexualität und Mutterschaft für jüdische Frauen im besetzten Deutschland in den Jahren 1945 bis 1948. Shirin Akhtar (Bangladesh) berichtete über die Möglichkeiten von Rohingya-Frauen in Bangladesh selbst und von Bangladesh nach Indien Geflohenen, in einer von Drogen und Kriminalität geprägten Umgebung zu den lebensnotwendigen Ressourcen zu gelangen sowie neben kultureller Anpassung Traditionen zu erhalten. Jane Kani Edward (Sudan/Kanada) hob schließlich die positiven Aspekte des Kulturkontaktes für südsudanesische Flüchtlingsfrauen in Ägypten und Uganda hervor.

Die Konstruktion und Infragestellung nationaler Identitäten bildete das Thema einer kleineren Sektion mit inhaltlich stark differierenden Beiträgen. Rebecca McCoy (USA) stellte ihre bisherigen Studien über interkonfessionelle protestantisch-katholische Ehen im Elsass vor. In ihrem Vortrag über Frauen und Nationalismus in Bulgarien betonte Krassimira Daskalova (Bulgarien) die Ähnlichkeiten in der staatsbürgerlichen Entwicklung der Frauen West- und Osteuropas. Inger Marie Okkenhaug (Norwegen) beleuchtete die Auswirkungen religiös integrierter anglikanischer Schulen für den arabisch-jüdischen Konflikt in Palästina zwischen 1918 und 1948 in einer geschlechtergeschichtlichen Perspektive, und Ann-Catrin Ostman (Finnland) konzentrierte sich auf die Nationalisierung von Männlichkeitsbildern am Beispiel schwedischer Bauern in Finnland.

In der abschließenden Sektion wurden Rivalitäten in Frauen- und feministischen Bewegungen diskutiert. Der Frage des Verhältnisses von Zentrum und Peripherie ging Susan Zimmermann (Ungarn) in ihrem Beitrag nach, in dem sie darlegte, wie sehr die internationale Frauenbewegung als Referenzpunkt für die ungarische Frauenbewegung zwischen 1890 und 1918 gegolten hatte. Dagegen distanzieren sich zwei mexikanische Intellektuelle der 1920er und 1930er Jahre – Gabriela Mistral und Elena Arizmendi – vom nordamerikanischen Feminismus, allerdings in unterschiedlichem Ausmaß und mit divergierenden Einstellungen zur Position der Frauen im Modernisierungsprozess, wie Gabriela Cano (Mexiko) berichtete. Aparna Basu (Indien) und Karin Deutsch Karlekar (USA) stellten die durch die britische Kolonialpolitik bewirkten Veränderungen der Zusammenarbeit hinduistischer und muslimischer Frauen in der indischen Frauenbewegung der Jahre 1927 bis 1947 vor, und Naziema Jappie (Südafrika) unterstrich die Erfolgsgeschichte der Kooperation von Frauenbewegungen mit staatlichen Institutionen des neuen Südafrika, zum Beispiel im Kampf gegen Gewalt und für Grundbesitzrechte. Die Sektion schloss mit einem Beitrag von Judith Zinsser (USA) über die Sprache der Programme und der Strategien der UN Frauentekadekonferenzen in Mexico City 1975, Kopenhagen 1980 und Nairobi 1985, die sich von traditionellen

patriarchalen Frauenbildern zu immer schärfer werdenden Beschreibungen des benachteiligten Status von Frauen wandelte.

Die Kommentare und Diskussionen waren einerseits auf grundlegende Probleme der Frauengeschichte fokussiert: Gerade im Fall kolonialer, postkolonialer und Fluchterfahrungen sei es notwendig, Frauen als Akteurinnen und Opfer zu begreifen. Zwischen Individualisierung der Akteurinnen und Gruppenanalysen sollte ein Gleichgewicht erreicht werden. Klasse, aber auch klassen-, ‚rassen‘-, religions- und ethnisch übergreifende Beziehungen sowie die Rolle des Staates müssten Berücksichtigung finden. Die politische Dimension der privaten Erfahrung und umgekehrt – der Bezug zu politischen Strukturen und Konflikten – seien einzubeziehen. Immer wieder wurde eine kritischere Durchleuchtung von Quellen als Voraussetzung für die Entwicklung analytischer Modelle in der Frauengeschichte gefordert, insbesondere hinsichtlich der Marginalität von Frauen in Quellendokumenten oder bestimmten Quellengattungen – etwa in Gerichtsakten und Inquisitionsprotokollen – sowie in der Erinnerungskultur (*memory culture*). Für den kolonialen Kontext sollten die verwendete Sprache – in Bezug auf Multilingualität des Individuums –, die Vorherrschaft der Sprache des Kolonisten und der Einsatz von Dolmetschern quellenkritisch hinterfragt werden.

Andererseits kristallisierten sich in den präsentierten Studien übergreifende Schlüsselbegriffe für die Analyse von Konflikt und Kooperation heraus: Vor allem Identität erschien als Leitmotiv. Allerdings kam es hier kaum zu einer Auseinandersetzung mit den entsprechenden Theorien. Welche Bedeutung hat zum Beispiel Chantal Mouffes Kritik an einer angeblichen Homogenität der Positionen des Subjekts und ihre Forderung, die vielfältigen Beziehungen von Unterwerfung – „multiplicity of relations of subordination“ – unter der Voraussetzung einer immer „bedingten und unsicheren“ Identität eines multiplen Subjekts zu verstehen, für die historische Erforschung von Konflikten und Kooperationen?³ Oder ist eher der Theorie der Kohärenz des Subjekts zu folgen, wie sie von Seyla Benhabib als Konzept einer Kontinuität des Selbst, das seine multiplen widerstreitenden Identitäten verwebt, neuestens vertreten worden ist?⁴ Für die Geschlechtergeschichte der Kooperation und des Konflikts im Rahmen konkurrierender Kulturen steht wohl die Untersuchung der Entwicklungen und Herausforderungen dieses Netzes von Identitäten im Mittelpunkt, und zwar im Spannungsfeld eines diskursiven Prozesses – wie von Joan Scott gefordert⁵ – und der individuellen Auseinandersetzung historischer Akteurinnen. In den durch Zeitvorgaben stark beschränkten Vorträgen konnten diese unterschiedlichen Ansätze jedenfalls nicht grundsätzlich diskutiert werden. Im Zentrum stand vor allem die Akteurin, die ihre Identität als Frau, als Angehörige eines Staates, einer ethnischen oder religiösen Gruppe, einer Klasse/Schicht, Hautfarbe und anderem hinterfragt, unterschiedliche Prioritäten in ihrer eigenen Zuordnung zu diesen Kategorien setzt – je nach historischem Kontext aus politischen Gründen, wegen persönlicher Erfahrungen oder sozialer und wirtschaftli-

3 Chantal Mouffe, *Feminism, Citizenship and Radical Democratic Politics*, in: Judith Butler u. Joan W. Scott Hg., *Feminists Theorize the Political*, New York/London 1992, 369–384, 371f.

4 Seyla Benhabib, *Sexual Difference and Collective Identities: The New Global Constellation*, in: *Signs*, 24, 2 (1999), 335–361.

5 Joan Scott, „Experience“, in: Butler/Scott, *Feminists*, wie Anm. 3, 22–40, 33.

cher Strukturen – und dabei auch Identitäten als Überlebensstrategie ausverhandelt (*negotiation of identities*).

Nicht nur in Hinblick auf diese Erfahrungen und Aktionsmöglichkeiten von Frauen wurden als weitere Schlüsselbegriffe Universalität/Differenz und Dominanz/Unterordnung beziehungsweise Hegemonialisierung betont. Sie spielten vor allem in der Kritik der Globalisierung der Frauengeschichte eine Rolle, worauf Rhoda Rheddock zu Beginn der Tagung verwies. Besonders deutlich führte Susan Zimmermann in ihrem Beitrag die Kritik der Hegemonie „westlicher“ oder „paraeuropäischer“ Perspektiven in Darstellungen transnationaler Geschichte, die lokale Entwicklungen in der Peripherie vernachlässigen, als zentrales Problem der Frauengeschichte der Gegenwart aus.

Dieser Kritikpunkt spiegelte sich auch in der Zusammensetzung der TeilnehmerInnen wider. Trotz des breit angelegten Themas der Tagung dominierten Amerikanerinnen, während Historikerinnen aus vielen osteuropäischen, afrikanischen oder arabischen Ländern, aber auch aus Westeuropa, zum Beispiel aus Frankreich, überhaupt fehlten. Die hohen Preise in Norwegen, vor denen sogar vorgesehene Referentinnen kapitulieren mussten, waren sicherlich ein wesentlicher Grund dafür. Aber auch der Stellenwert der Dachorganisation unter HistorikerInnen der Frauen- und Geschlechtergeschichte und der noch fehlende Impetus von Seiten der Organisation selbst – trotz sichtlicher Bemühungen, wie zum Beispiel die Einladung Rhoda Reddocks für den Hauptvortrag und die Einbeziehung Afrikas, Asiens und Südamerikas in die einzelnen Sektionen – mögen hinter der geringen und unausgewogenen Zahl der TeilnehmerInnen stehen. Ein prononcierterer Austausch im Sinne der Kritik Susan Zimmermanns über die Grenzen von Zentrum und Peripherie hinweg zu einer systematischen Integration globaler und lokaler Kontexte hin wäre jedenfalls wünschenswert.